
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 32. Bromberg, den 10. Februar. 1934

Die Masken der Gisa Gisbert.

Roman von Walter Erbse.

(3. Fortsetzung.)

Hatte sie nicht gelernt, sich durchzusetzen? Wessen klagte man sie an? Des Mordes? „Mord in Monte Carlo!" In schwarzen Buchstaben sah sie es hier auf dem Papier. Was hatte sie getan? War die Notwehr gegen jenen Frechling ein Verbrechen? Zum zweiten Male würde sie nicht anders handeln! Warum also sollte sie sich verstecken? Sie wollte abreisen und heute noch nach — — — nach Berlin fahren. Ihr Urlaub mußte ja auch zu Ende gehen. Sie hatte die Tage gedankenlos dahingelebt. Sie nahm ihr kleines Notizbuch zur Hand und rechnete. Übermorgen mußte sie sich bei der HEFAG wieder vorstellen. Man hatte ja ihretwegen die Filmaufnahmen im Atelier um vierzehn Tage verschoben. Sie wollte fahren, — nein sie mußte fahren! Sie schellte dem Portier und ließ eine Schlafwagenkarte nach Berlin besorgen.

2.

Gisa fuhr vom Anhalter Bahnhof mit einem Auto direkt in ihre Wohnung. Hoffentlich war Alice zu Hause. Ihre Wohnungsschlüssel waren im Koffer in Monte Carlo geblieben. Auf ihr Schellen öffnete das Mädchen, es sah ganz so aus, als ob sie sie erwartet hätte. Alice knickste und wünschte einen guten Tag. Sie nahm dem Chauffeur die Koffer ab.

„Hast du mich erwartet, Alice?" fragte Gisa erstaunt.

„Das gnädige Fräulein schrieben doch eine Karte von der Riviera, daß Sie in 14 Tagen zurück sein würden. Das müßte doch heute oder morgen sein."

Gisa lächelte. „Hast recht. Zunächst aber mal ein Bad, dann das Frühstück."

Es schien Gisa, als sei sie Jahre von daheim fortgewesen und nicht nur wenige Wochen. Sie saß in der hellen Stube vor dem Frühstückstisch, schlürfte den duftenden Kaffee und hörte auf das Plappern ihres Papageis. Wohl zwanzigmal sagte er „Guten Morgen, schöne Frau" und „Lora hat dich lieb". Sonst war ihr das Schwatzen des Tieres immer zu viel und sie trug ihn oft schnell in das Nebenzimmer, aber heute ließ sie die Reden gern über sich ergehen, wie etwas lang Vermißtes. Von dem Papagei wanderten ihre Gedanken zu dem schlanken Amerikaner George Stenford. Der war Attaché bei der amerikanischen Gesandtschaft und hatte ihr den Papagei geschenkt. Sie lachte leise, wenn sie dran dachte, wie ihr George Stenford linkisch den Hof machte, daß er sogar mit Stegwald, dem Regisseur, Freundschaft heuchelte, um dadurch in ihre Nähe zu kommen. Gisa lehnte sich in den Stuhl zurück und brannte sich eine Zigarette an. Sie sah auf dem Schreibtisch einen Berg Briefschaften, aber sie hatte jetzt nicht das Verlangen, sie zu prüfen. Sie bekam Lust, wieder am Steuer ihres Wagens zu sitzen und in den frischen Vorfrühlingstag hinauszufahren. Da konnte sie gleichzeitig am Bureau der Hefag mit vorbeifahren. Sie klingelte dem Mädchen und bestellte den Wagen.

Wenige Minuten später hielt sie vor dem grauen, nüchternen Geschäftshaus, sprang aus dem Wagen und stieg die breite Treppe hinauf zum zweiten Stock. Der Bureaudiener hielt sie zurück.

„Sind Sie bestellt?" fragte er patzig.

„Was soll das? Melden Sie mich sofort Herrn Direktor Baronowski."

Der Diener stutzte. „Fräulein Gisbert —! Ich bitte um Verzeihung!" Er verbeugte sich vor ihr.

„Melden Sie mich an. Ich habe wenig Zeit!" befahl sie kurz.

Der Mann öffnete eine Tür und ließ Gisa in ein helles Wartezimmer eintreten.

„Beeilen Sie sich bitte."

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein."

Gisa sah sich in dem Zimmer sechs oder sieben Mädchen gegenüber, die mit gespannten Gesichtern auf den Stühlen saßen, — — Kolleginnen, die auf ein Engagement warteten, — eine Elite, wie Gisa wußte, — in Kürze vielleicht ihre Konkurrentinnen. Jetzt war sie noch erhaben über sie und würdigte sie kaum eines Blickes. Sie war mitten im Zimmer stehen geblieben und zog ungeduldig ihre wildledernen Handschuhe aus. In ihrem Herzen bedauerte sie die armen, hoffnungslosen Dinger, die hier herumsaßen. Vor Jahren hatte sie auch eine Musterung ihrer körperlichen Vorzüge mit bebendem Herzen über sich ergehen lassen müssen. Es war wie beim Kauf eines edlen Rennpferdes gewesen.

„Der Herr Direktor lassen bitten", meldete der Diener.

Sie ging an dem Diener vorüber in das Direktionszimmer.

„Leibhaftig, Gnädigste! Das nenn ich eine Überraschung!"

Baronowski streckte ihr die fleischige Hand hin und verzog das Gesicht zu einem Grinsen.

Die anwesenden Regisseure Stegwald, Peter und Langen begrüßten sie mit weltmännischer Verbeugung. Gisa sah fragend in die erstaunten Gesichter.

„Überraschung? Warum? Mein Urlaub ist heute abgelaufen."

Baronowski kaute an der schwarzen Brasilzigarre und blinzelte mit den unruhigen Augen nach Gisa Gisbert.

„Wir erwarteten Sie nicht zurück, meine Gnädigste, und waren eben dabei, einen möglichst gleichwertigen Ersatz für Sie zu engagieren."

„Soll das heißen, daß Sie den Vertrag mit mir lösen wollen?" fragte sie erregt. „Das könnte nur in beiderseitigem Einverständnis erfolgen!"

„Sie haben recht, Fräulein Gisbert! Aber eine vis major wäre möglich, die Sie hindern könnte, Ihren Verpflichtungen nachzukommen."

„Was wollen Sie damit sagen, Herr Direktor?"

Baronowski zog seinen Schreibtisch auf und kramte in den Papieren. Er reichte ihr ein Zeitungsblatt mit einem rot angestrichenen Artikel hin. Einen Augenblick saß ihr das Würgen wieder in der Kehle, doch sie hatte sich in der Ge-

walt. Einen kurzen Blick warf sie auf den Artikel und legte die Zeitung wieder auf den Schreibtisch des Direktors.

„Die Notiz ist mir bekannt. Ich habe sie in einer Münchener Zeitung gelesen."

„Und die Folge davon, bitte . . ."

Baronowski schob ihr ein Schriftstück zu — — Staatsanwaltschaft Berlin. Gisas Hand zitterte nun doch ein wenig.

„An die Direktion der Helios Film A.-G. Sie werden um sofortige Angabe des Aufenthaltsortes der bei Ihrer Gesellschaft angestellten Schauspielerin Gisela von Benkendorf, genannt Gisa Gisbert, ersucht."

„Weshalb?" fragte sie mit erzwungener Ruhe.

„Ich meine, der Zusammenhang ist doch klar. Sie haben im bürgerlichen Leben eine Filmtragödie gespielt, die Sie mit dem Staatsanwalt in Konflikt bringen mußte."

Die zynische Art des Mannes gab ihr eine eisige Ruhe.

„Die Auseinandersetzung mit dem Staatsanwalt ist meine Privatangelegenheit und hat mit meiner Tätigkeit bei der Hefag nicht das Geringste zu tun."

Baronowski machte ein verblüfftes Gesicht und zog krampfhaft an der Zigarre.

„Ich sagte es ja, Herr Direktor, die ganze Sache ist nur ein Bluff", sagte der Regisseur Stegwald.

Baronowski schielte mit einem teuflischen Lächeln zu der Schauspielerin.

„Ein Bluff, Stegwald — — ein Bluff?! Ein Reklametrick — — großartig — da einzig dastehend!"

Gisa sprang von ihrem Stuhle auf.

„Sie glauben, daß ich — —"

„Warum nicht, Verehrteste? Eine Filmschauspielerin muß Reklame machen."

Die Regisseure widersprachen.

„Das ist bei Fräulein Gisbert ausgeschlossen. — — Eine Unmöglichkeit — — Der Gedanke ist Unsinn."

„Aber meine Herren, warum? Sie wissen, daß die Propaganda notwendig ist. Wir geben Unsummen dafür aus. Fräulein Gisbert muß daran liegen, daß ihr Name genannt wird — ebenso wie der Gesellschaft, bei der sie engagiert ist. Wenn sie selbst also dem Artikel fernsteht, so könnte vielleicht die Hefag die Urheberin sein."

„Eine Unmöglichkeit!" rief Stegwald erregt.

Gisa Gisbert lachte schrill auf.

„Sie irren sich, Direktor. Sie hat der Zeitungsartikel überrascht, ich habe ihn erwartet. Die Vermutung, die er ausspricht, ist Tatsache. Ich habe in Monte Carlo einen Zudringlichen niedergeschossen."

Baronowski fuhr hoch. Die Zigarre fiel zu Boden.

„Also doch! — — Was wollen Sie hier noch! Der Staatsanwalt sucht Sie! Wir werden einen Ersatz für die Dame engagieren müssen, meine Herren."

„Ohne Fräulein Gisbert müssen wir den Rivierafilm zurückstellen, Herr Direktor", sagte Stegwald. „Es ist ein Unding, die Atelieraufnahmen mit einer anderen Schauspielerin zu machen."

„Ich stehe noch zu Ihrer Verfügung, Herr Stegwald. Der Staatsanwalt wird eine Einsicht haben." Um ihren Mund huschte ein spöttisches Lachen. „Ich bitte, mir die Aufnahmezeiten in meine Wohnung zu übermitteln."

„Es wird geschehen, gnädiges Fräulein", sagte Stegwald erfreut.

„Auf Wiedersehen, meine Herren!" Sie neigte ein wenig den Kopf und ging. Im Hinausgehen hörte sie noch den leisen Fluch des Direktors:

„Verdammte Geschichte!"

*

Als Gisa die Treppe hinunterging, zitterten ihr die Knie, als wäre sie Tausende von Metern bergab gestiegen.

Sie stand in der Sonne. Das grelle Licht sprang ihr wie Funken in die Augen. Wohin? Nach Hause? Ihr graute vor dem Alleinsein in ihren vier Wänden, sie sehnte sich nach einem Menschen, vor dem sie nicht Schauspielerin zu sein brauchte.

Maria Andreas! Ihr wurde leicht ums Herz bei dem Gedanken an die fröhliche Freundin. Sie wohnte weit draußen, dort, wo man einen Blick ins Freie hatte, vier Treppen hoch in einer engen Mansardenwohnung.

Gisa brauchte fast eine halbe Stunde, ehe sie vor dem Hause hielt. Sie eilte durch einen dämmerigen Hausflur, jagte eine steile Treppe hinauf — — hörte plötzlich ihren Namen und fühlte sich von zwei Armen umschlungen. Ganz erschrocken sah sie in das lachende, frische Gesicht der Kollegin.

„Mia!"

„Gisa! Wie ich mich freue, daß du zu mir kommst! Ich hatte Sorge um dich!"

„Du willst ausgehen?"

„Zum Essen, doch es hat Zeit. Willst du mit hinaufkommen?"

„Ich kann mir die zwei Treppen sparen, Liebste. Du ißt mit bei mir! Mein Auto steht drunten, wir sind schnell daheim. — — Nein — — Keine Widerrede, Mia! Du mußt mir heute den Gefallen tun."

„Wenn es dir ein Gefallen ist, Gisa!"

„Komm!"

Schweigend saßen die beiden Freundinnen nebeneinander im Wagen. Mit ruhiger, sicherer Hand lenkte Gisa das Auto durch das mittagliche Gewühl der Riesenstadt.

Die Freundinnen waren allein in dem Salon, während Alice den Tisch deckte.

Maria Andreas faßte Gisas Hand und strich zart darüber.

„Gisa, ist es wahr, daß du jenen Menschen in Monte Carlo erschossen hast?"

Sie hatte ja erwartet, daß die Freundin sie fragen würde, aber nun erregte sie die Frage doch. Sie fuhr nervös zusammen.

„Wenn du dich mit einer Mörderin nicht an einen Tisch setzen willst, so geh!" Das klang böse.

„Mörderin?! Wie du dich nur so nennen kannst, Gisa!" Ganz ruhig sprach Maria Andreas. Sie hielt die zuckende Hand der Freundin fest. „Du brauchst mir nicht zu sagen, wie es gekommen ist, ich sehe es ganz deutlich. Du bist in den Garten gegangen, jener Mensch ging dir nach und hat dich belästigt. Da hast du dich gegen den Unverschämten gewehrt und hast — geschossen —."

Gisa nickte zustimmend.

„Ist es der gewesen, der am Abend zuvor mir am Spieltisch gegenüber saß und fast immer verlor, der mit dem blassen Gesicht und den flackernden, dunklen Augen?"

„Ja."

„Er war mir unheimlich an jenem Abend — —"

Gisa stönte auf.

„Ich bin unstet seit jener Nacht."

„Du siehst Gespenster, Gisa! Du hast in Notwehr gehandelt. Wer könnte dich da verurteilen?"

Alice erschien in der Tür.

„Es ist angerichtet, gnädiges Fräulein."

Maria Andreas schob ihren Arm unter den der Freundin.

„Komm, ich habe Hunger, Liebste!" und sie führte Gisa in das Speisezimmer.

Maria plauderte beim Essen, erzählte in ihrem sonnigen Humor von ihrer Heimreise, von einer Reisebekanntschaft mit einem Engländer, der kein Wort Deutsch verstand, während sie kein Wort Englisch konnte. Sie wußte das kleine Abenteuer so lustig zu schildern, daß Gisa lachen mußte.

„Ich möchte dir etwas Leichtsinn wünschen, Gisa. Dein Erlebnis von Monte Carlo hängt wie eine schwarze Wolke über dir. Warum? Ich habe im Hotel nach dem Tode jenes Franzosen so viel häßliche Geschichten über ihn gehört, und die waren in ganz Monte bekannt, daß ich zu der Überzeugung gekommen bin, der Mensch war nicht mal eine Kugel wert. Die Schuld, die du dir einredest, Liebste, ist zu einer Tat geworden."

Gisa schüttelte nervös die Freundin ab.

„Sei still, Mia! Du willst aus schwarz weiß machen."

Maria streichelte sanft Gisas Hand.

„Nein, Liebste, nein, du weißt doch genau, daß ich ehrlich sage, wie ich denke."

Die kühlen, hellen Augen Gisas forschten in dem frischen, lieben Gesicht der Freundin. Eine tiefe, mütterliche Güte leuchtete aus Marias Zügen.

„Du bist so gut, Maria!"

Maria schüttelte den Kopf. Dann schwiegen beide.

Gisa faßte Marias Hand und blickte sie lächelnd an. Gisa fühlte sich durch Maria wieder zur festen, frühlingsfrohen Erde herniedergezogen. Maria war die erdgebundene, frische Blume, das frische Bauernmädel, das sie im Film so glänzend darstellte. Das war die Rolle, in der sie gut war. Sie war nur gut, wenn sie sich selbst spielen konnte.

Maria paßte eigentlich so schlecht in den verlogenen Film.

„Du solltest heiraten, Mia!" sagte Gisa unvermittelt.

Maria sah sie ganz verblüfft an, lachte aber dann hell auf.

„Wie kommst du auf den Gedanken, Gisa?"

„Ich glaube, du könntest einen Mann sehr glücklich machen und Kindern eine sehr gute Mutter sein."

„Du meinst, daß ich mich dazu besser eignete, als zur Filmschauspielerin dritten Ranges."

„Du meinst, ich zweifle deinen schauspielerischen Fähigkeiten?"

„Freilich tust du das!" rief Maria lachend. „Ich weiß doch, wie sie mich bei der Hefag einschätzen. Stegwald sagte mir einmal: Die lieben Bauernmädchen, die können Sie spielen, Maria, da brauchen Sie sich nur selbst zu spielen."

„Sagte er das?" fragte Gisa interessiert.

„Ja. Er hatte mich zu einem Glase Wein bei Kempinski eingeladen und hatte etwas schnell und viel getrunken, da wurde er ehrlich. Zu anderem aber als zu Bauernmädchen tauge ich nicht, sagte er."

(Fortsetzung folgt.)

Der Goten Abzug.

Die Nachkriegsgeneration weiß von Felix Dahn, dessen 100. Geburtstag die deutsche Welt am 9. Februar feiert, sehr wenig, weiß ebensowenig, daß dieser Königsberger Geschichtsprofessor, Forscher und Dichter in seinem Romane „Ein Kampf um Rom" dem deutschen Volke ein heldenepisches Werk geschenkt hat, dessen Volkstümlichkeit nie sterben kann, auch dann nicht, wenn, wie in den Nachkriegsjahren, belangloser literarischer Schutt über ein Werk von dauerndem Werte fällt. Dahns „Kampf um Rom" hat eine Dichtergeneration beeinflußt, die noch heute viel gelesen wird. Ihnen ist Sudermann und der ganze Kreis der Münchener Dichter um das Jahr 1870 zuzuzählen.

Aus dem ungeheuren geschichtlichen und literarischen Erbe Felix Dahns, dessen ganzes Schaffen dem völkischen Idealbild unserer germanischen Vorfahren galt, ragt sein „Kampf um Rom" als ein wahres Volksbuch hervor. Eine bilderreiche Sprache, ein gründliches geschichtliches Wissen und eine grenzenlose Liebe zu den germanischen Vorfahren haben den Historiker und Dichter Felix Dahn bewogen, in seinem „Kampf um Rom" die vielfältigen und großen Schicksale des edlen Goten-Volkes zu schildern, das Jahrhunderte hindurch durch den Südosten Europas zog, das römische Weltreich erschütterte und seinen letzten Kampf mit dem römischen Heere am Vesuv ausfocht. Der letzte Rest des gotischen Volkes war hier dem Verbluten nahe, aber auch das römische Reich hat hier eine tiefe Wunde erhalten, von welcher es sich nie mehr erholen konnte. Dem zu einem kleinen Rest zusammengeschmolzenen gotischen Volke gewährte der römische Feldherr Narses den freien Abzug. Diesen Abzug schildert Felix Dahn im Schlußkapitel seines „Kampfes um Rom" in folgender Art:

Und so war's geschehen und also geschah's.

Schon gleich nachdem Narses sein Zelt verlassen, ward ihm ein Fischer zugeführt, der auf kleinem, schnellem Fahrzeug soeben um die Landzunge von Surrentum gesegelt, versicherte, eine ungeheure Kriegsflotte der Goten sei im vollen Ansegeln begriffen. Narses lachte dazu: er wußte, daß auf allen Meeren kein Gotenkiel mehr schwamm. Näher befragt mußte der Fischer gestehen, die Flotte allerdings nicht selbst gesehen zu haben: Kaufleute hätten ihm davon erzählt und von einer großen Seeschlacht, in welcher die Goten bei Brundusium die „jonische Flotte" des Kaisers vernichtet. Das war nun unmöglich, wie Narses wohl wußte. Und nachdem der Fischer das Ansehen der angeblichen Gotenschiffe, nach Mitteilung seiner Gewährsmänner, geschildert, rief der Feldherr: „Nun, endlich kommen sie! Trieren und Galeeren: das sind ja *unsere* Schiffe, die also in Sicht sind, nicht gotische."

An die Wikingerflotte, die seit vier Monden verschollen war und als nach Norden zurückgekehrt galt, dachte niemand.

Wenige Stunden darauf, während der Kampf um den Engpaß, alle Aufmerksamkeit fesselnd, tobte, ward Narses von den Küstenwächtern wirklich die Annäherung einer sehr großen kaiserlichen Flotte gemeldet: deutlich habe man das Schiff des Nauarchen, die Sophia, erkannt: doch sei die Zahl der Segel viel größer als man erwartet: auch die von Narses entgegengeschickten Schiffe, die zur Eile hatten mahnen sollen, seien darunter: diese segelten in erster Linie: der frische Südostwind müsse sie bald auf die Höhe des Lagers führen. Und bald konnte Narses selbst von seiner Sänfte aus auf dem Hügel den prachtvollen Anblick der mit vollen Segeln und von eifriger Ruderkraft herangetriebenen Flotte genießen.

Beruhigt wandte er den Blick wieder den Kämpfenden auf dem Vesuve zu —: als plötzlich aus dem Lager Boten ihn erreichten, die furchtbar jene Gerüchte bestätigten oder vielmehr noch Schlimmeres meldeten. Sie waren einer Gesandtschaft vorausgeeilt, die, gerade als Cethegus gegen Teja im letzten Kampfe schritt, bei des Narses Sänfte anlangte: es waren, mit gebundenen Händen, die Nauarchen der „jonischen Flotte", die zugleich die Botschaft der vier sie geleitenden Nordmänner verdolmetschten.

Sie erzählen kurz, daß sie, im Hafen von Brundusium in stürmischer Nacht, von der für längst verschwunden erachteten Flotte der Wikinger überfallen und ihre Schiffe fast alle genommen seien: entkommen, um zu warnen, konnte nicht eines, da die Feinde den Hafen sperrten.

Nachdem Jarl Harald den drohenden Untergang des am Vesuv zusammengedrängten Restes der Goten erfahren, habe er geschworen, deren Fall zu wenden oder zu teilen: und nun seien sie, die genommenen Griechenschiffe vorausschickend und hinter diesen ihre Drachen weislich bergend, auf den Flügeln des Ostwinds herangebraust.

„Und so", schloß der Dolmetsch, „so spricht Harald der Wiking: „Entweder: ihr verstattet, daß alle noch lebenden Goten, mit Waffen und Habe auf unseren Schiffen abziehen aus dem Südland, mit uns in die Heimat kehrend, wofür wir alle unsere Tausende von Gefangenen und alle genommenen Schiffe, die wir nicht zur Unterbringung der Goten brauchen, herausgeben. Oder: wir töten sofort alle unsere Gefangenen, landen und fassen dein Lager und Heer im Rücken. Dann siehe zu, wie viele von euch, von den Goten und von uns, von Stirn und Rücken angegriffen, übrig bleiben werden: denn wir Nordmänner kämpfen dann bis zum letzten Mann: ich hab's geschworen bei Odhin."

Ohne Besinnen gewährte Narses den Abzug der Goten. „Ich habe nur geschworen, sie aus dem Reich, nicht aus der Welt zu schaffen. Wenig Ruhm brächte es, den armen Rest solch edeln Volkstums mit Übermacht zu Tod zu würgen; ich ehre dieses Teja-Heldentum: in vierzig Jahren des Krieges hab' ich seinesgleichen nicht gesehen. Und durchaus nicht verlangt mich, zu erproben, wie mein tief erschüttert Heer, das einen Tag des furchtbarsten Kampfes hinter sich, fast alle seine Führer und die tapfersten Männer verloren hat, diesen Nordlandriesen, die frisch an Mut und Kraft daher kommen, widerstehen würde."

Und so hatte denn Narses sofort Herolde auf die Schiffe Haralds und nach dem Engpaß geschickt: der Kampf ward eingestellt: der Abzug der Goten begann.

In langer, vom Berge bis an das Meer reichender Doppelreihe bildete das Heer des Narses Spalier: die Wikinger hatten vierhundert Helme gelandet, die an der Küste die Heranschreitenden in Empfang nahmen.

Noch bevor der Zug jedoch begann, winkte Narses Basiliskos heran und sprach: „Der Gotenkrieg ist aus: — der Edelhirsch erlegt: — jetzt fort mit den Wölfen, die ihn uns gehetzt: die Führer der Langobarden, wie steht's mit ihren Wunden?"

„Bevor ich antworte," sprach Basiliskos ehrerbietig, „nimm hier den Lorbeerkranz, den dir dein Heer gewunden hat: es ist Lorbeer vom Vesuvius, vom Paß da oben: Blut liegt auf den Blättern."

Narses schob den Kranz zuerst abweisend mit der Hand zurück, dann sprach er: „Gieb, 's ist gut." Aber er legte ihn neben sich in die Sänfte.

„Autharis, Warnfrid, Grimoald, Aripert, Agilulf und Rotharis sind tot: sie haben über siebentausend Mann verloren: Alboin und Gisulf liegen reglos, tiefwund in ihren Zelten."

„Gut! Sehr gut! Sowie die Goten eingeschifft, läßt du die Langobarden sofort abfahren: sie sind entlassen aus meinem Dienst und Alboin sagst du zum Abschied von mir nur das Eine: „Nach des Narses Tod, vielleicht: aber ganz gewiß nicht früher." Ich aber bleibe hier in der Sänfte: stützt mich mit den Kissen —: ich kann nicht mehr stehen —: dies wunderbare Schauspiel muß ich sehen."

Und wahrlich, ein wunderbares, ein erschütternd großes Schauspiel war es —: die letzten Goten, die dem Vesuv und Italien den Rücken wandten, und die geschnäbelten Schiffe bestiegen, die sie nach dem sicheren Norden bergend davontrugen.

(Fortsetzung folgt.)



Bunte Chronik

Das Gefühl der Atemnot.

Eines seltsamen Todes ist kürzlich ein holländischer Knabe gestorben. Er erstickte, weil er das Atmen vergaß. Das klingt recht unwissenschaftlich. Aber die Nervenklinik Professor Brouwers in Amsterdam hat den Fall genau untersucht, nämlich an dem Körper des Toten, und der eigenartige Bericht ist durch einen großen Teil der medizinischen Fachpresse in alle Welt gegangen. Es bedarf nach der Erklärung der Gelehrten eines besonderen Sinnes, den man wohl den sechsten nennt. Er sitzt im verlängerten Mark, in unmittelbarer Nähe des Atemzentrums, und er wacht über die Zusammensetzung des Blutes. Die Lungen befördern bekanntlich den von dem Körper aufgenommenen Sauerstoff ins Blut, das dieses kostbare Element weiter verbreitet. Dafür nehmen die Adern die Kohlensäure auf, die bei der Verbrennung in den Körperorganen entsteht. Aufgabe des Atemzentrums ist es nun, dafür zu sorgen, daß die Blutgefäße sich rechtzeitig der Kohlensäure entledigen können. Sonst würde der Erstickungstod eintreten. Ist also das Blut zu sehr mit Kohlensäure überladen, so alarmiert das Atemzentrum den Brustkorb und das Zwerchfell, und alsbald strömt neuer Sauerstoff in die Lungen, von da aus in die Blutbahn. Die Fälle, in denen man das Atemzentrum auf künstlichem Wege zwingen mußte, seine Pflicht zu tun, wurden schon des öfteren erlebt. Dann hat man dem Körper nicht Sauerstoff, sondern Kohlensäure zugeführt, ein Mittel, das sich ausgezeichnet bewährte, wenn es galt, das Atemzentrum zu alarmieren. Alle Verfahren dieser Art haben bei dem Amsterdamer Knaben nicht helfen wollen. Er mußte jämmerlich ersticken. Er vergaß das Atmen.

Das kostbare Leben.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika haben mehr als 300 Personen ihr Leben mit über eine Million Dollar versichert. Die höchste Lebensversicherung hat nicht etwa einer der auf dem ganzen Erdball bekannten Multimillionäre, wie Ford oder Rockefeller, abgeschlossen, sondern ein weniger bekannter Millionär, der in Wilmington wohnende Industrielle Peter Du Pont. An seine Erben wird dereinst die Versicherungsgesellschaft nicht weniger als sieben Millionen Dollar zahlen müssen. Nicht viel geringer in Dollar bewertet der bekannte Filmindustrielle William Fox sein Leben, er schloß eine Versicherung über 6½ Millionen ab. Chrysler, der Autokönig, folgt mit 5 Millionen. Hohe Lebensversicherungen gingen viele der berühmten amerikanischen Filmhelden und Prominenten der Bühne ein, so John Barrymoore, der beliebte Schauspieler, mit etwa zwei Millionen Dollar, der Regisseur Cecil de Mille mit anderhalb, der Komiker Buster Keaton mit fünfviertel und Norma Talmadge mit 1,2 Millionen. Recht eigenartige Versicherungen schließen mitunter manche Filmschauspieler oder Artisten ab, so kürzlich der Artist Ciapelli. Mit einer englischen Versicherungsgesellschaft hat er vereinbart, daß sie ihm 15 000 Goldpfund vergüten muß, wenn seine Nase ihre fingerähnliche Gelenkigkeit verlieren sollte, hervorgerufen durch „Alter, Krankheit oder Unfall" — wie es im Vertrag heißt. Als Versicherungsprämie muß der Artist 150 Pfund im Jahre zahlen.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.

1				■	■	2			19
3			■	17	18	■	4		
	■	■	5				■	■	
	■	6						■	
7			■			■	8		
9			■			■	10		
	■	11						■	
	■	■	12				■	■	
13			■			■	14	20	
15				■	■	16			

Waagerecht: 1. Weibl. Rufname. — 2. Gangart. — 3. Strom in Aegypten. — 4. Weibl. Rufname. — 5. Produkt von Steinkohlen. — 6. Großstadt. — 7. Wagenteil. — 8. Erdart. — 9. Augenteil. — 10. Anerkennung. — 11. Hülle des Kerns. — 12. Zusammenbruch. — 13. Kalte Masse. — 14. Großes Wasserbecken. — 15. Drama Ibsens. — 16. Alttestamentl. Name.

Senkrecht: 1. Ort in der Schweiz. — 17. Ort einer bekannten Gemeinde. — 18. Rand, Weg eines Feldes. — 19. Bekannter Badeort Süddeutschlands. — 20. Produkt des Huhnes.

*

Reimergänzungs-Rätsel.

Zu den folgenden Verszeilen Otto Prombers sollen die Reime gesucht werden:

Kinder gleichen den Aepfeln. So lange [sie unreif —,
Hangen sie fest am Baume, jeder ein [folgsam —.
Aber schon kommen von ferne Feinde [des Apfel—.
Und bald nagen am Kerne Störer des [Mutter—.
Reifend löst sich ein Apfel, der so viel [Süßes —;
Leis mag ein Vöglein zwitschern: Wo [bleibt des Kindes —?

*

Rätsel.

Mit „W" eilt's hin durchs deutsche Land
Mit „L" bist du's, hast du's erkannt?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 21.

Ausschnitt-Rätsel:

Pilsen — Ilse.

*

Ausschalt-Rätsel:

T
U R I
B R A H E
P F E F F E R
L O M B A R D E I
R E B L A U S
E N G E L
K A I
R

= Trafalgar.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.